

Für unsere Kinder

Nr. 20 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1909

Inhaltsverzeichnis: Vorwärts. Von Max Remy. (Gedicht.) — Die Erdbeere. Von Emma Döhl. — Wilhelm Tell. Von Joseph Christian v. Jedlitz. (Gedicht.) — Eine Floßfahrt auf dem Main. III. In der Floßflüche. Von Heinrich Wandt. — Kinderzene. Von Eduard Mörike. (Gedicht.) — Wigen, eine Mutter. Von Ernest Seton Thompson. — Reiterlied. Von Franz Mading. (Gedicht.)

Vorwärts.

Von Max Remy.

Kämpfen und ringen
Stählt dir die Kraft.
Willst du dich gegen den Feind nicht wehren,
Bringt dich auch nimmer ein Sieg zu Ehren,
Fliehst du den Kampf, wird der
Preis dir entrafft.

Wer des Gebirges
Gipfel besteigt,
Darf der Beschwerden des Weges nicht achten!
Mag er im Brande der Sonne schwachen,
Vorwärts, vorwärts,
Bald ist's erreicht!

Sei nur geduldig,
Fest und getreu!
Geistesarbeit weckt einen Brunnen
Ingeahnter, seliger Wonnen:
Strebe nur vorwärts,
Fröhlich und frei!

○ ○ ○

Die Erdbeere.

Dicht am Waldrand, wo die Kiefern schon weiter auseinanderstehen und mit jungen Birken untermischt sind, wuchs in einer kleinen Bodenvertiefung eine Erdbeere. Sie war noch klein und grün, und der Wind schaukelte sie wie in einer Wiege hin und her, so daß sie manchmal Angst hatte zu fallen. Der Stengel und die Kelchblätter aber hielten sie so fest, wie nur immer eine Mutter ihr liebes Kindlein im Arme halten kann. Rings um die Erdbeere herum wuchsen Grashalme, aber die gaben sich nicht mit dem kleinen grünen Ding ab, sondern zankten sich immerfort mit den höherstehenden Halmen und dem Farnkraut. Das Farnkraut behauptete, die ganze Welt

sehen zu können, und wenn es vom Winde hin und her geworfen wurde, so tat es, als ob es sich nur aus Verwunderung über die Größe der Welt schüttelte. Die Grashalme in der Mulde machten aus der Not eine Tugend und sagten, Neugierde und Hochmut wären die häßlichsten Laster. Dabei reckten sie sich aber, so sehr sie nur konnten, um womöglich auch einen Blick in die Welt tun zu können wie das Farnkraut.

Da sich nun niemand mit der kleinen Erdbeere abgab, hatte sie genügend Zeit, auf die Stimmen des Waldes zu lauschen. Eines Tages hörte sie, wie eine Lerche hoch über ihr in der blauen Luft ihr Lied trillerte: „Trillililiet, die Welt ist wiet“ (weit). Die Erdbeere hätte die Lerche gern gefragt, wie es denn in der weiten Welt aussehe, aber als sich der Vogel herniederließ, flog er in ein Kornfeld und hatte sicher die kleine Erdbeere gar nicht gesehen.

Doch sieh, da kam ein Häslein durch den Wald gesprungen, setzte sich dicht neben die Erdbeere hin, machte Männchen, spihte die Ohren und strich sich seinen Bart. „Das ist eine günstige Gelegenheit,“ dachte die Erdbeere, „etwas von der Welt zu erfahren.“ Sie faßte sich ein Herz und sprach: „Lieber Herr Hase, Sie können doch so schnell laufen und springen, Sie sind sicher schon weit herumgekommen. Können Sie mir nicht sagen, wie groß die Welt ist?“ Nun gehörte aber der Hase zu den Neummalklugen, die da glauben, es sei eine Schande, auf irgend eine Frage zu antworten: „Das weiß ich nicht.“ Da sie keine richtige Antwort wissen, so werden diese Klugen einfach grob. So sah denn das Häschen recht von oben herab auf die Erdbeere und antwortete: „Du Nichtsnutz, denkst du, unsereiner habe nichts anderes zu tun, als deine dummen Fragen zu beantworten? Ich bin gerade auf dem Wege, eine Abendgesellschaft einzuladen, und komme soeben von Familie Springhock und muß noch die Herren Kohlbiß und Dauerlauf, Fräulein Salatblatt und Frau v. Rübenstiel herbitten! Da denkst du, ich hätte Zeit, dir Geschichten über die Welt zu erzählen? Deine Eimbidung kommt daher, daß du noch so grün bist. Zu nichts bist du gut, nicht einmal zum Fressen

taugt du unnützes Ding.“ Damit sprang der Hase fort, und die Erdbeere schämte sich so, daß ihr die Tränen aus den Auglein rannen. Die Tropfen fielen aber nicht zu Boden, sondern blieben rings an der Erdbeere selbst hängen wie kleine, winzige Perlen. Jeder Grashalm, und sogar das steife Farnkraut lachte sie aus, und überall höhnte und zischelte es: „Unnützes Ding! Du unnützes Ding!“

So verging der Tag, und als der nächste Morgen kam, beugte die Beere ihr Köpfchen noch tiefer als sonst zur Erde. Sie dachte jetzt nicht mehr an die Größe der Welt, sondern nur, weshalb sie wohl so unnützig wäre, und ob es gar kein anderes Geschöpf gäbe, das so wie sie nichts könne, als sich im Tau baden und am Sonnenschein erfreuen. Daß das Eichhörnchen, die Maus und sogar die Schmetterlinge es immer sehr eilig hatten, das wußte sie. Aber horch, was war das? Mit leisem Flügelschlag kam ein Fink, setzte sich auf einen schwanken Birkenast, glättete sein Gefieder und schaute mit seinen klugen, schwarzen Perlenaugen lustig umher. Oho, dachte die Erdbeere, der scheint sich auch nur seines Lebens zu freuen, der wird mich nicht verachten, weil ich so unnützig bin. Während sie aber noch überlegte, ob sie es wagen sollte, den Finken anzusprechen, wehte der sein Schnäbelein und rief nach seiner Frau, und als die aus einem entfernten Busch antwortete, mahnte er sie einmal über das andere: „Bring es flink, bring es flink.“ Sein Weibchen aber kam nicht. Was es bringen sollte, mußte ihm wohl zu schwer werden, und so flog der Fink zu seiner Frau nach dem Busch. Er wollte gewiß helfen.

„Ach,“ seufzte die Erdbeere, „der hat also auch zu tun, und nur ich bin unnützig.“ Sie wollte eigentlich traurig sein, aber die Sonne schien so lustig, daß sie es nicht recht fertig bekam. „Zirp, zirp,“ tönte es da dicht neben ihr. Eine Grasmücke hüpfte durch die Zweige des benachbarten Brombeerstrauches. Nun blieb das Vöglein im vollen Sonnenschein sitzen, puhte sein Gefieder, hob abwechselnd ein Bein ums andere hoch und sah aus, als wüßte es nicht recht, was es anfangen sollte. Lange wagte die Erdbeere nichts zu sagen und beobachtete die kleine Grasmücke nur verstoßen. Aber als sie nichts tat, als höchstens ein wenig nach rechts oder nach links hüpfen, nahm die Erdbeere all ihren Mut zusammen und sprach: „Höre, lieber Vogel, freust du dich auch so an diesem schönen

Tag? Wenn dir's recht ist, so komm doch ein wenig näher zu mir her: Hier ist solch schönes sonniges Plätzchen, da können wir plaudern. Du hast doch gewiß nichts Wichtiges zu tun.“

Die Grasmücke erschrak nicht wenig, als sie das hörte, denn sie hatte wirklich im lieben Sonnenschein ihre Arbeit vergessen. Nun nahm sie sich kaum noch Zeit, der Erdbeere zuzurufen: „Muß unse Mutterns Jacke flicken, Jacke flicken, habe kein Zwirn, Zwirn, Zwirren!“ Dann flog sie fort, jedenfalls um sich Zwirn zu holen. Die Grashalme aber riefen: „Nun halte endlich deinen Mund, du unnützes Ding du, und störe nicht immer unsere Unterhaltung.“ Und dann zischelten sie untereinander und zankten sich weiter.

Die Erdbeere aber schämte sich so, daß sie ganz rot wurde, und senkte ihr Köpfchen noch tiefer als sonst. „Ach, wenn ich doch nur nicht so unnützig wäre!“ Das war ihr einziger Gedanke. Aber da wurde es laut im Walde. Lustiges Kinderlachen ertönte, und plaudernd kamen ein Mädchen und ein etwas größerer Junge dahergesprungen. Beide waren barsüßig und ärmlich gekleidet. Aus ihren Augen lachte ein unverwüßlicher Frohsinn. Zwei Körbe mit Beeren zeugten von ihrem Fleiße. Jetzt mußten sie wohl müde sein, denn sie setzten sich dicht neben der Erdbeere ins Gras.

„Du,“ sagte das Mädchen zu ihrem Bruder, „heute bekommen wir sicher jedes 20 Pfennig für unsere Beeren. Sieh nur, wie viel ich habe, und wie schön sie aussehen.“

„Ja, gewiß,“ antwortete der Junge, „wir haben ja auch lange genug gesucht, und ich glaube, der Händler bekommt viermal so viel dafür, als er uns gibt. Aber nun komm; je eher wir zu ihm kommen, desto schneller können wir der Mutter das Geld bringen.“

Da rief plötzlich das kleine Mädchen: „Warte mal! Hier hängt noch eine Beere. Sieh nur, wie groß und rot sie ist! Solch schöne Erdbeere habe ich noch nicht gefunden. Weißt du, ich glaube, es wäre gut, wenn ich die obenauf legte.“

„Meinst du wirklich?“ sagte der Junge; „dein Korb ist ganz voll, und mehr bekommst du wegen der einen Beere doch nicht. Ich weiß aber, wo diese Erdbeere am besten ist.“ Dabei schob er die Beere dem kleinen Mädchen zwischen die roten Lippen. Das ließ es sich lachend gefallen.

„Also bin ich doch zu etwas nütze,“ dachte die Erdbeere und verging vor Freude auf der Zunge des kleinen Mädchens. Emma Bötz.

Wilhelm Tell.

Von Joseph Christian v. Zedlitz.

„Sprich, Vater, warum wir die dunkle Nacht
Im Walde, tief in den Tannen durchwacht?“

„Mein Kind, wer sich rüstet zu guter Jagd,
Muß zu Holze ziehn, bevor es tagt.“

„Dort, Vater, ein Reh aus dem Busche bricht!
Du siehst es, und du erlegst es nicht?“

„Ein Reh ist eine geringe Beut';
Wohl edler Wild erjag' ich heut!“

„Dort stürzt aus dem Dickicht der Hirsch in Haft;
Nun, Vater, frisch deinen Pfeil gefaßt!“

„Laß ziehen den Hirsch, ihm geschieht kein Leid;
Wohl edler Wild erjag' ich heut!“

„Mein Vater, ob unserm Haupte schwer
Zieht drohend ein Gewitter her! —

Mir wird so bang — laß heim uns gehn!“
„Mein Sohn, lern' im Gewitter stehn!“

„Sieh dort, herjagend auf stolzem Roß,
Den Landvogt reiten, noch fern sein Troß!“

„Still, Knab'! so Gott dir helfen mag! —
Landvogt, dies war dein letzter Tag!“ —

„Am Gott, mein Vater! was hast du getan?
Du hast erschlagen den vornehmen Mann!“

„Wer ein Mann ist, verteidigt sein gutes
Recht,

Der Feige nur ist der Tyrannen Knecht!“

o o o

Eine Floßfahrt auf dem Main.

III. In der Floßküche.

Ehe ich euch einen Blick in die Küche des Floßes tun lasse, muß ich euch mit dem Männlein bekannt machen, das darinnen als Herr und Meister schaltet und waltet. Das ist der Koch der Flößer, ein gar gutmütiger, witziger und lustiger Gesell. Schon sein Anblick stimmt heiter. Seht ihn euch an, wie er mit gespreizten Beinen im Gefühl seiner Würde und Wichtigkeit auf dem Floße steht und schwiegend in die brennenden Strahlen der Sonne blinzelt. Ist das nicht ein echter und rechter Koch, zwar nicht sehr groß, aber dafür nicht mager, wie die hageren Flößer. Ein feistes Wächlein wackelt vor ihm hin und her, und sein rundes, gebräuntes Gesicht glänzt wie der Vollmond. So ungefähr muß der Abt von St. Gallen

ausgesehen haben, von dem es im Liede heißt:
„Drei Männer umspannten den Schmerbauch
ihm nicht.“ Unser Koch hat einen echten Frankendickschädel, und seine blauen Augen blicken treuherzig, aber auch vergnügt und schalkhaft in die Welt hinein. Wenn der Koch lacht — und das tut er fast den ganzen Tag —, so zieht sich sein breiter Mund mit den blinkenden Zahnreihen bis zu den Ohren, die eine gute Größe haben und vom Kopfe weit abstehen. Die Geschichten und Schwänke, die der Koch ebenso reichlich wie seine Suppen aufsticht, könnten einen Walfisch lachen machen. Freilich: so lustig wie der Koch ist, so wenig versteht er in ernstlichen Dingen Spaß. Wehe dem Flößer, der das vergißt! Er macht Bekanntschaft mit den Fäusten des „Dicken“, und die Püffe, die sie austeilen, kauft niemand dem Geprügelten ab. Das wissen die Kameraden wohl, und wenn sie auch manchen derben Witz über den Koch machen, so hüten sie sich doch, ihn ernstlich zu erzürnen. Der Respekt vor ihm kommt ihnen nicht bloß von Herzen, sondern auch vom Magen. Der Koch kennt den Appetit hungriger Flößer und sucht ihn zu befriedigen. Und er versteht sein Handwerk trotz der besten Köchin. Nachdem er eben muntere Reden mit dem jungen „Nachhalter“ gewechselt hat, zieht er sich nun in sein Reich zurück. Folgen wir ihm dorthin.

Die Küche befindet sich neben der Bretterhütte, die den Flößern als Schlafraum dient. Sie sieht freilich nicht so hell und gut eingerichtet aus wie die Küche eurer lieben Mutter. Sie ist etwas waldursprünglich, aber das tut nichts, weiß doch der Koch darinnen schmackhafte Gerichte zu bereiten. Jetzt geht er daran, Proben seiner Kunst zu liefern. Er wühlt in der großen, grün gestrichenen Proviantkiste, die an der inneren Küchenwand steht. Alles mögliche erblickt ihr in Freund Kochs „Speisekammer“: einen großen Zuckerhut, Honig, rote Zichorienpäckchen, Blechbüchsen mit duftendem Kaffee, Büchsen mit Salz und Pfeffer, Häfen voll Schmalz und Butter, frisches Suppengrün und andere Küchenschätze. Neben der inhaltsreichen Kiste steht ein großes rundes Faß, das viele Pfund ein gesalzenes Fleisch enthält. Eben hebt der Koch den Deckel davon und entnimmt ihm gewichtige Portionen, die er in gleiche Teile schneidet und in der dampfenden Suppe auf dem niederen Herde gar kocht. Er muß sich spüten. Bald ist die Stunde der Abendmahlzeit da.

Langsam steigen auf dem breiten Strome dicke Nebelschwaden auf. Immer weniger werden von den Dörfern am Ufer die blinkenden Lichter sichtbar, die ihren leuchtenden Abglanz in die rauschende Flut warfen. Der Nebel wird zusehends dichter, ein undurchdringlicher Schleier legt sich rings um das ruhig mit dem Strome gleitende Floß. Da wird es höchste Zeit, daß dies am schließenden Ufer vor Anker geht. Das Hüttenfloß, das den übrigen voranschwimmt, wird hinüber nach dem Lande gesteuert. Das ist eine schwere Arbeit, aber für kräftige Flößerhände etwas Alltägliches. Ist das Floß dem Ufer nahe, so springt einer der Gesellen hinüber, treibt einen starken hölzernen Pfahl in den Boden und schlingt das große Drahtseil, das am Floße festgemacht ist, mehrmals darum. Die eine Sicherung gegen das treibende Wasser ist damit fertig. Vom Floße rasselnd noch der große eiserne Anker ins Wasser, der einige Zentner wiegt. Nun mag der böse Sturm kommen und noch so gewaltig am Floße rütteln; das bleibt liegen und rührt sich nicht von der Stelle. Es wäre aber auch eine böse Versicherung, wenn während des Schlafes der ahnungslosen Flößer das Floß ohne Steuer wild mit der Strömung treiben würde, um an einem Felsen jäh zu zerschellen. Die Verankerung schützt gegen diese Gefahr. Jetzt sind auch die anderen Flöße des Zuges nacheinander angekommen und vor Anker gegangen. Unser Koch muß eilen, denn jedes Fahrzeug hat zwei hungrige Gesellen mitgebracht. Fünfzehn solcher Burschen mit knurrenden Mägen umringen den Küchenmeister, der von Amts wegen schweißend und prustend noch am Herde hantiert. Manch grobtörnigen Spaß bekommt er zu hören, und wenn einer der Flößer dem „Dicken“ zu nahe kommt, so kann es wohl sein, daß dieser ihm, haßt-du-nicht-gehehen, einen klatschenden Schlag mit dem großen Rührlöffel verabreicht, daß es dem Empfänger in den Ohren brummt, als ob die Saiten einer Bassgeige gestrichen würden.

Sobald das Essen fertig und verteilt ist, zieht sich die Bemannung eines jeden Floßes mit ihren Rationen in ihre Hütte zurück. Das ist ein sehr notdürftig eingerichtetes Häuschen, kaum so groß wie die Hälfte eurer Stube, und hat dazu noch ein schiefes Dach. Es enthält nur ein einziges Gemach, das den Flößern als Wohn-, Ess- und Schlafzimmer dient. In der Mitte befindet sich ein ganz einfacher Tisch, eine Platte, die auf einem Holzpfloß ange-

nagelt ist. An zwei Wänden entlang zieht sich ein Verschlag, der mit Stroh ausgestattet die Daunenbetten der Flößer darstellt. Es ist aufgetragen worden. Die braunen Gesellen hocken am Tische und schlürfen gierig die dampfende Suppe hinunter, Fleisch und Zerkost lassen sie sich nicht minder schmecken, und das mitgeführte Bier findet guten Zuspruch. Ist die „Tafel“ vorbei, so geht's an ein Unterhalten. Das hört sich oft wie der größte Höllenspektakel an. Am ersten Abend, den ich auf dem Floße verlebte, habe ich dabei fast etwas wie Furcht gespürt. Die Flößer mit ihren sonngebräunten Gesichtern, struppigem Haar und Bart und ihren abgewetzten Kleidern brachten mir im Dämmerlicht des engen Hüttenraums die gruseligsten Räubergeschichten in Erinnerung. Aber ehe ich mit mir eins darüber geworden war, ob ich mich als Opfer fühlen sollte, das statt ins Wasser in eine Mördergrube gefallen war, oder als Held, der sich kühn in die abenteuerlichsten Gefahren stürzt, gewann ich wieder kühles Blut. Und nun sah ich die Flößer, wie sie waren: als ehrliche, treuherzige Menschen, mit denen man gute Kameradschaft schließen kann. Warum ihre Unterhaltung gar so lärmend ausfällt, wurde mir bald klar. Sie sind an das gellende Rufen gewöhnt, mit dem sie sich wegen der großen Entfernung von einigen hundert Schritten tagsüber verständigen müssen. Sihen sie dann abends in dem kleinen Hüttenraum eng gedrängt nebeneinander, so schreien sie gerade so laut, und wenn einer dem anderen nur etwas ins Ohr wispern möchte. Nicht allzu lange halten vergnügte Geschichten die Flößer wach, einer nach dem anderen von ihnen bezieht sein „Bett“ im Verschlag, denn in der Frühe, sobald der Nebel weicht, schwimmen die Flöße weiter den Strom hinunter.

Draußen in der Küche bei rötlichem Feuerchein hat noch lange der muntere Koch herumgewirtschaftet. Er hat das Geschirr gewaschen und mahlt jetzt im voraus die braunen Bohnen zum Frühstückskaffee. Der schmeckt etwas rauh. Wohl sind die Bohnen gut, aber der Kaffee muß mit Stromwasser angebrüht werden. Denn bis hinunter nach Aichaffenburg, wo die zahlreichen Industrieorte beginnen und mit ihren übelduftenden Abwässern die Stromflut verunreinigen, wird das Kochwasser aus den blaugrünen Wellen geschöpft. Brrr! Da schaudert's euch! Ihr denkt an all das Getier, das im Flusse lebt, an all den Unrat, den dieser mit sich führt. Aber beruhigt euch. Die

Sache ist nicht gar so schlimm, wie sie aussieht. Das Kochen macht das Wasser ungefährlich, und die Fieberkoste hat mir jederzeit trefflich gemundet, und auch ihr würdet sie nicht verschmähen. Denkt an die großen Portionen Fleisch, die die Flößer während der langen Fahrt erhalten. Jeder Mann ein reichliches Pfund täglich. Nicht viel mehr bringt eure liebe Mutter für euch alle zusammen auf den Tisch, und das lange nicht alle Tage! An Brot haben die Flößer Überfluß und schenken gerne davon den armen, hungrigen Kindern der notleidenden Speisartbewohner. Auch Kartoffeln haben sie reichlich geladen und andere Zutost. Was fehlt, um Abwechslung im Speisegettel zu schaffen, das schafft der kluge Koch noch herbei. Es ist nämlich sein Stolz, seinen Kameraden immer wieder etwas Neues auf den Tisch zu bringen.

Der „Dicke“ ist nämlich nebenher noch ein geschickter Geschäftsmann, der einen lebhaften Tauschhandel mit den Dörflern am Ufer unterhält. Gegen Kaffee, Zichorie, Zucker und vor allem Brot und Bier erhandelt er Obst und frisches Gemüse, wie es die Jahreszeit bietet, manchmal wohl auch ein fettes altes Huhn. Seinen Kameraden und seiner Kunst zuliebe ist der Koch aber auch ein wenig — Seeräuber. Fürchtet euch nicht, er hat es nicht auf euch abgesehen, und die paar Nickel, die ihr bei euch führt, sind in guter Sicherheit, er fordert sie nicht als Lösegeld. Mit List und Tücke aber stellt er den Fischen nach, und wenn am Ufer etwas Eßbares wächst, so unternimmt er im Nachen gern einen nächtlichen Raubzug hinüber. Besonders im Herbst, wenn saftige Früchte verführerisch über das Wasser winken, kann Freund Koch der Versuchung nicht widerstehen. Da besteigt er den Nachen, den das Floß mit sich führt, fährt mit leisen Ruderschlägen von dem verankerten Floße ab und erleichtert den armen Bäumen etwas die drückende Last. Am anderen Tage aber gibt es Apfelmüchlein für die Flößer oder sonst eine Delikatesse. Schmunzelnd verzehren die hungrigen Gesellen die ungewohnten Leckerbissen, und der eine oder andere fragt wohl den lächelnden Koch, ob er wieder nachts auf Raub ausgegangen sei. Da kommt er aber schön an! Der „Dicke“ gibt ihm sofort mit dem großen Rührlöffel die Antwort. Denn er hält auf Ehre.

Feinrich Wandt.

○ ○ ○

Kinderzene.

Von Eduard Mörike.

(Ein Mädchen spielt den Arzt, während ein anderes vor dem Bette einer Puppe sitzt, deren Puls gefühlt wird.)

Wie finden Sie das liebe Kind?

„Sie hat eben immer noch stark Fieber, das ist der böse Nordostwind; doch scheint die größte Gefahr vorüber. Wie war der Appetit indessen?“

Seit gestern hat sie nichts gegessen. Mein Bruder bracht ihr heute früh dies Törtchen mit, das möchte sie; allein ich wollt' es doch nicht wagen, ohne Herrn Hofrat erst zu fragen.

„Es ist nur immer bei dem Zeug zu viel Gewürz und Butterteig. Mit Erlaubnis — ich will es doch versuchen. Om! eine Art von Mandelkuchen.“ —

Herr Hofrat! Sie vergessen sich, Sie essen ja ganz fürchterlich! Alle Achtung vor Ihrem großen Gut, aber Sie haben besondere Manieren!

„Pardon! Das Törtchen war zu gut. (Nachdem er sich geräuspert und der Patientin nochmals den Puls gefühlt.)

Lassen Sie nun eben das Mirtörtchen repetieren!

Wir sehen ein paar Tage zu. —
Ihr Diener!“

Gute Nacht!

„Recht angenehme Ruh!“

○ ○ ○

Biren, eine Mutter.*

Von Ernest Seton Thompson.

I.

Trauer und Verzweiflung lag auf unserem Hühnerhof. Schon seit länger als einem Monat verschwanden die Bewohner unseres Hühnerhauses auf eine unerklärliche, geheimnisvolle

* Aus Bingo und andere Tiergeschichten, mit vielen Illustrationen von Ernest Seton Thompson. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Wir können dies Buch nicht warm genug empfehlen. Mit der unmittelbaren Lebendigkeit des Geschehens führt es in das Leben der Tiere ein, regt zur Beobachtung ihrer Gewohnheiten an, erweckt Mitgefühl mit ihren Leiden und Freuden und

Weise, und als ich in den Sommerferien nach Springfield kam, hielt ich es für meine Pflicht und Schuldigkeit, die Ursache ausfindig zu machen. Die Hühner wurden eines nach dem anderen frech davongeschleppt, ehe sie sich auf ihrer Stange zur Ruhe niederließen, oder nachdem sie sie verlassen hatten. Diese Tatsache entlastete Landstreicher und allzu anhängliche Nachbarn, und auch Raubvögel konnten die Übeltäter nicht sein, denn die Hühner waren nicht von ihren Nistkästen heruntergeholt worden. Ebenso fand man keine halb ausgezehrten Leichname, so daß Wiesel, Stunk oder Sumpfpotter unschuldig sein mußten. Der freche Diebstahl blieb insolge dessen einzig und allein auf Meister Reineke sitzen.

Das weite Nadelholz von Grindale lag auf dem anderen Ufer des Flusses, und bei genauerer Untersuchung der unteren Furt fand ich einige Fuchsspuren und eine gestreifte Feder von einem unserer Plymouth-Hühner. Als ich auf der Suche nach mehr Beweismaterial das Ufer erklimmte, hörte ich mit einem Male das ohrenverletzende Geschrei eines Volkes Krähen, und mich umschauend, sah ich einige dieses Gefindels auf irgend etwas in der Furt herabschießen. Bei näherem Hinschauen war es die alte Geschichte — ein Dieb verrät den anderen — dort mitten durch die Furt lief ein Fuchs mit einem Gegenstand zwischen den Zähnen; er kam von unserem Hühnerhof mit einem neuen Dpfser. Die Krähen, obwohl selbst freche Räuber, sind immer die ersten, um zu rufen „Haltet den Dieb“, dabei aber stets bereit, ihren Fehlerlohn in Gestalt eines Teiles der Beute zu nehmen.

Darauf waren sie auch jetzt aus. Der Fuchs mußte, um heim zu gelangen, den Fluß durchkreuzen und war dem vollen Angriff der pöbelhaften Krähen ausgesetzt. Er machte einige verzweifelte Sätze nach dem Ufer und würde zweifellos mit seiner Beute entkommen sein, hätte ich mich nicht dem Angriff angeschlossen.

lehrt ihre Eigenart verstehen und achten. So erweitert es nicht bloß Wissen und Gesichtskreis, es wirkt auch im besten Sinne erzieherisch auf die Entwicklung des Verhältnisses zur Natur, zum Weltganzen. Das Buch wird von Kindern wie von Erwachsenen von der ersten bis zur letzten Seite mit gespanntem Interesse gelesen werden. Es gibt denen, die sich belehren, wie solchen, die sich unterhalten wollen. Die prächtigen charakteristischen Illustrationen erhöhen den Wert des sehr gut ausgefatteten Werkes. Seine Anschaffung sei insbesondere auch Arbeiterbibliotheken empfohlen, die Lektüre für die Jugend bieten wollen.

Insolgedessen war er gezwungen, die Henne, aus der kaum das Leben entflohen war, fallen zu lassen, und verschwand im Walde.

Dieseregelmäßige und hohe Tributeinzahlung von Nahrungsmitteln und die Tatsache, daß der Fuchs die Hühner unzerstückelt davontrug, wies darauf hin, daß er eine Familie von kleinen Füchschchen zu Hause hatte; und diese aufzufinden, machte ich mir nun zur Pflicht.

Am selben Abend begab ich mich mit Ranger, meinem Hunde, über den Fluß hinüber und mitten in die Grindale Forsten hinein. Sobald der Hund zu suchen begann, hörte ich das kurze, scharfe Wellen eines Fuchses aus einem dichtverwachsenen Einschnitt dicht neben mir. Ranger setzte sofort hinein, fand eine frische Fährte und raste im lebhaftesten Tempo davon, bis seine Stimme sich in der Ferne hinter den Hügeln verlor.

Nach fast einer Stunde kam er unverrichteter Sache zurück, leuchtend und erhitzt, denn es war heißes Augustwetter, und legte sich zu meinen Füßen nieder.

Im selben Augenblick ertönte direkt neben uns daselbe fuchsische „Jap-jurr“, und davon saufte der Hund auf eine neue Jagd.

Fort ging es, in die Dunkelheit hinein, der Hund bellend wie ein Nebelhorn, mit der Richtung direkt nach Norden. Das laute „Boo—boo“ wurde zum leisen „oo—oo“, dieses zum schwachen „o—o“, und dann war es still. Sie mußten etliche Meilen weit gelaufen sein, denn selbst mit dem Ohr auf dem Erdboden konnte ich nichts hören, obwohl eine Meile keine Entfernung für Rangers messingne Stimme war.

Wie ich so im dunklen Forst stand und wartete, vernahm ich den melodischen Klang von tropfendem Wasser: „Tink tant tink tink, ta tink tant tink tonf.“

Ich wußte nichts von dem Dasein einer Quelle in dieser Gegend und war in dieser heißen Nacht glücklich über den Fund. Der Ton führte mich zu einer Eiche, wo ich die Urheberin fand. Es war ein weicher, süßer Gesang, wie der Zaubergesang der Verführung:

Tont tant tink
Ta tink a tont a tant a tink a
Ta ta tink tant ta ta tont tink
Trink a tant a trint a trunt.

Es war der Tropfgesang der Sägewerkzeuge. Plötzlich weckte mich ein tiefes, heiseres Stöhnen und das Rascheln der Blätter — Ranger war zurück. Er war vollkommen erschöpft. Seine Zunge hing fast bis zum Erd-

boden, der Schaum stand ihm vorm Mause, seine Lungen arbeiteten schwer, und der Schweiß tropfte von Brust und Flanken. Einen Augenblick schaute er mich an, leckte pflichtschuldigst meine Hand und warf sich dann auf den Boden, um alle anderen Geräusche mit seinem lauten Keuchen zu übertönen.

Da auf einmal erkönte einige Schritte vor mir wieder das neckende „Jap-jurr“, und alles wurde mir klar.

Wir standen dicht bei der Höhle, wo die kleinen Füchse hausten, und die Alten versuchten abwechselnd, uns hinwegzulocken.

Es war inzwischen stichdunkle Nacht geworden, und wir wendeten uns heimwärts, mit der Gewißheit, daß das Rätsel nahezu gelöst sei.

II.

Es war allgemein bekannt, daß ein alter Fuchs mit seiner Familie in der Nachbarschaft lebte, doch niemand vermutete ihn so nahe.

Dieser Fuchs war von allen anderen seinesgleichen leicht zu unterscheiden durch eine Narbe, die vom Auge durch und bis hinter das Ohr reichte. Man vermutete, daß er sie auf der Hasenjagd von einem Stachelbrahtzaun erhalten habe, und da die Haare, nachdem die Wunde geheilt war, an dieser Stelle weiß wuchsen, behielt Meißler Keineke immer ein untrügliches Abzeichen.

Im Winter vorher hatte ich ihn zum erstenmal getroffen, und er hatte mir seine Schlaueit durch ein Beispiel bewiesen. Nach einem Schneefall war ich auf die Jagd gegangen und hatte die Felder gekreuzt, bis ich eine buschbewachsene Einsenkung hinter einer alten Mühle erreichte. Als ich so weit herangekommen war, daß ich das flache Tal überblicken konnte, blieb mein Auge auf einem Fuchs haften, der außer Schußweite auf der anderen Seite herabtrottete und meinen Weg kreuzte. Augenblicklich hemmte ich meine Schritte, blieb vollkommen regungslos stehen und vermied es, auch nur meinen Kopf zu neigen oder zu wenden, um seine Aufmerksamkeit nicht auf mich zu lenken, bis er im dichten Gebüsch auf der Talsohle verschwunden war. Dann duckte ich mich und lief nach der anderen Seite, wo er die Deckung verlassen mußte. Dort wartete ich eine gute Weile, aber kein Fuchs erschien. Bei näherer Untersuchung der frischen Fährte entdeckte ich, daß der Fuchs unter dem Schutze des Buschwerkes seine Richtung geändert hatte. Den Fußspuren mit den Augen folgend erblickte ich den alten Schlaumeier in beträcht-

licher Entfernung direkt hinter mir, auf den Hinterläufen sitzend und augenscheinlich erheitert grinzend.

Eine Untersuchung der Fährte erklärte alles. Er hatte mich in demselben Augenblick gesehen, als ich ihn entdeckte, aber schlau, wie es eben nur ein Fuchs sein kann, hatte er gar nicht dergleichen getan, bis er im Gebüsch war. Dort war er um mich herumgelaufen und amüsierte sich nun über meine Enttäuschung.

Im Frühjahr hatte ich einen weiteren Beweis von seiner Verschmitztheit. Mit einem Freund ging ich auf dem Wege über eine Schafweide spazieren und sah in einiger Entfernung verschiedene graubraune Steine. Als wir uns der Stelle näherten, meinte mein Freund:

„Stein Nummer drei sieht ganz so aus wie ein zusammengerollter Fuchs.“

Jedoch ich konnte nichts erkennen, und wir gingen weiter. Wir hatten nur einige Schritte zurückgelegt, als der Wind diesen Stein aufblies wie Fell.

Mein Freund wiederholte: „Ich bin sicher, es ist ein schlafender Fuchs.“

„Das wollen wir einmal gleich feststellen,“ erwiderte ich und wandte mich zur Seite, aber sobald ich einen Schritt vom Wege gemacht, sprang richtig der alte Schlauberger auf und rannte davon. Ein Präriefeuer hatte das Gras in der Mitte der Weide weggeschoren und einen breiten, schwarzen Gürtel zurückgelassen, darauf lief er entlang, bis er an frisches Grün kam, duckte sich und verschwand. Die ganze Zeit hatte er uns beobachtet und würde sich nicht geregt haben, hätten wir uns auf dem Wege gehalten. Das Wunderbarste bei der Sache war nicht, daß er genau so aussah wie einer der runden Feldsteine und wie das trockene Gras, sondern daß er es wußte und es sich zunutze machte.

Bald kam es zutage, daß es mein alter Bekannter, der Fuchs mit der weißen Narbe, und seine Gattin Bixen waren, die sich in unseren Wäldern heimlich niedergelassen hatten und unseren Hühnerhof als Verpflegungsstation betrachteten.

Am nächsten Morgen nahmen wir eine sorgfältige Untersuchung der Stelle unter den Fichten vor und fanden einen großen Erdhügel, den die Füchse innerhalb weniger Monate aufgeworfen hatten. Bei dieser Arbeit mußten sie ein Loch nötig gehabt haben, jedoch war nichts davon zu entdecken. Es ist allgemein bekannt, daß ein wirklich geriebener Fuchs, sobald er eine neue Höhle gräbt, die

Erde aus dem ersten Loche herauswirft, aber dabei einen Tunnel nach irgend einem entfernten Dickicht führt. Dann schließt er das erste wieder, da es zu leicht entdeckt werden könnte, und benutz nur den verborgenen zweiten Eingang unter dem Buschwerk.

So fand ich denn auch auf der anderen Seite unter einer Baumwurzel den wirklichen Eingang und sichere Beweise, daß drinnen ein Volk von jungen Füchsen hauste.

Aber die Büsche auf der abfallenden Hügel-seite erhob sich ein hohler Lindenbaum. Er lehnte etwas über und hatte ein großes Loch dicht am Erdboden, ein kleineres etwas höher.

Dieser Baum war in meinen Knabenjahren oft der Mittelpunkt unserer Robinsonspiele gewesen. In die weichen, morschen Wände hatten wir Stufen geschnitten und so ein Auf- und Absteigen in der Höhlung ermöglicht. Dies kam mir jetzt zustatten, denn am nächsten Tage, als die Sonne höher stieg, begab ich mich dorthin und konnte von dem erhöhten Aussichtspunkt die interessante Familie unter mir gemütlich beobachten. Vier junge Füchschchen konnte ich zählen, sie sahen aus wie etwas mißratene kleine Schafe, mit ihren wolligen Pelzen, ihren langen, dicken Beinchen und ihrem unschuldigen Gesichtsausdruck. Jedoch bei näherer Betrachtung konnten die breiten, scharfnasigen, scharfsäugigen Gesichter ihre Ab-stammung von einem schlauen Fuchs nicht verleugnen.

Die Füchschchen spielten umher, wärmten sich in der Sonne oder balgten sich miteinander, bis ein leises Geräusch sie entsetzt in der Höhle verschwinden ließ. Jedoch die Aufregung war unnötig gewesen, denn die Urheberin war die Mutter; sie kam langsam aus den Büschen hervorgeschlichen und trug in ihrem Maule ein Huhn — Nummer siebzehn, wie ich mich entsinne. Ein leiser Ruf, und die Kleinen kamen hervorgepurzelt, und nun begann eine Szene, die ich reizend fand, über die jedoch mein Onkel in helle Wut geraten wäre.

Die Jungen stürzten sich auf die Henne, rissen und balgten sich darum und knurrten vor Behagen, während die Alte Wache hielt. Der Ausdruck auf ihrem Gesicht war bezeichnend. Es war ein vergnügtes Grinsen, aber weder der gewöhnliche wilde und schlaue Blick fehlte, noch Grausamkeit und Nervosität, doch mehr als alles andere war es der Mutter Stolz und Liebe, die sich in ihrem Gesicht ausdrückten.

Der Fuß meines Baumes war in den Büschen verborgen und lag bedeutend tiefer als der

Erdbügel, in dem die Füchse hausten. Infolgedessen konnte ich kommen und gehen, ohne die Füchse aufzustören.

Immer und immer wieder lehrte ich nach dem Baume zurück, um die Erziehung der jungen Füchse zu beobachten. Schon zeitig lernten sie, bei irgend einem Geräusch mäuschenstill zu sitzen, und wenn sie es dann zum zweitenmal vernahmen, nach einer sicheren Deckung zu suchen.

Einige Tiere besitzen so viel Mutterliebe, daß sie, davon überwältigt, sie auch auf Fernersiehende ausdehnen. Mutter Bixen schien nicht so geartet. Ihre Liebe zu den Jungen verleitete sie zur übertriebensten Grausamkeit. Oft brachte sie Mäuse oder Vögel lebend nach Hause und vermied mit teuflischer Vorsicht, sie ernstlich zu verletzen, damit die Füchschchen sich länger daran belustigen könnten, die armen Opfer zu Tode zu quälen.

Oben auf dem Hügel in einer Obstpflanzung lebte ein Murrestier. Es war weder hübsch von Aussehen noch interessant, aber es wußte ein bequemes Dasein zu führen. Zwischen den zähen Wurzeln eines alten Fichtenstumpfes hatte es sich eine Höhle gewühlt, damit die Füchse ihm nicht durch Graben folgen könnten, denn anstrengende Arbeit ist nicht nach Reinekes Geschmack, und er erreicht seine Ziele lieber durch Witz und Schlaueit. Dieses Murrestier nun pflegte sich jeden Morgen auf dem Stumpfe zu sonnen, und sobald es einen Fuchs erblickte, schlüpfte es hinunter in die Türe seiner Höhle, oder wenn der Feind in zu gefährlicher Nähe schien, kroch es tiefer hinein und wartete so lange, bis die Gefahr vorüber war. (Fortsetzung folgt.)

o o o

Reiterlied.

Von Franz Mähing.

Sirum, Iarum, Löffelstiel,
Kleine Kinder essen viel.
Wenn sie größer werden,
Reiten sie auf Pferden.
Reiten sie auf bunten Stecken,
Füttern sie mit Bäckerwecken,
Reiten über Stock und Stein
Bums — pardauz ins Bett hinein.

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Clara Betkin (Zindel), Wilhelmshöhe,

Post Fegerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.